

1993

Günter de Bruyn: Jubelschreie, Trauergesänge. Deutsche Befindlichkeiten

Gerrit-Jan Berendse
University of Utrecht

Follow this and additional works at: <https://newprairiepress.org/gdr>



This work is licensed under a [Creative Commons Attribution-Share Alike 4.0 License](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

Recommended Citation

Berendse, Gerrit-Jan (1993) "Günter de Bruyn: Jubelschreie, Trauergesänge. Deutsche Befindlichkeiten," *GDR Bulletin*: Vol. 19: Iss. 2. <https://doi.org/10.4148/gdrb.v19i2.1104>

This Review is brought to you for free and open access by New Prairie Press. It has been accepted for inclusion in GDR Bulletin by an authorized administrator of New Prairie Press. For more information, please contact cads@k-state.edu.

An episodic and intensely introspective book, which does not comment on the broader societal implications of the experiences narrated here, this grey look into the early life of a poor Jewish woman cannot illustrate why societal problems like anti-Semitism occur, but it is an incomparable rendering of the "voice" of one unsettled and displaced person, robbed of security and transcendence at a crucial time in history.

Erlis Glass
Rosemont College

DeBruyn, Günter. *Jubelschreie, Trauergesänge. Deutsche Befindlichkeiten*. Frankfurt am Main: S. Fischer, 1991.

Auch Günter de Bruyns neue Essaysammlung läßt keinen Zweifel darüber bestehen: für die Literatur bedeutete die Wende keine "Stunde Null". Sie leitete keinen ästhetischen Neuanfang ein, im Gegenteil: was die meisten deutschsprachigen Texte heute zu bieten haben, fällt unter die Kategorie der Besinnung. Traditionslinien und Lebensläufe werden zurückverfolgt, alte Positionen werden erklärt, neue aber noch nicht bestimmt. Auch der Schriftsteller sehnt sich nach einem Leben nach der Wende, wobei dieser es sich offensichtlich leisten kann, sich im sozial-politischen Durcheinander der Erinnerung zu widmen. Wo sonst zum Beispiel soziale Errungenschaften in Ostdeutschland gesamtdeutscher Zukunftsvisionen weichen sollen, mag einem die kulturelle Transformation wie ein Luxus vorkommen. 1992 trat Günter de Bruyn mit seiner Autobiographie *Zwischenbilanz* in die Zunft tagebuch- und memoirenschreibender Vergangenheitsbewältiger ein. Ein Jahr vorher legte er mit seinem Essayband ebenfalls eine Zwischenbilanz vor: die Beiträge stehen im Zeichen der Wende und nehmen größtenteils Bezug auf vergangene Zeiten. Sein Kredo lautet: "Soll die deutsche Einheit, die in der wirtschaftlichen Sphäre so düster begann, in der intellektuellen besser gelingen, muß die vergangene deutsche Trennung kritisch analysiert werden, damit die Vergangenheitsbewältigung nicht wieder einer nächsten Generation überlassen bleibt. Nicht Harmonie ist das Ziel, sondern Klarheit." Klarheit möchte de Bruyn in zwei Zyklen schaffen, in denen er sich "Zur Zeit" und "Zur Literatur" äußert.

Der literaturkritische Teil enthält Beiträge zu den Vorbildern: Theodor Fontane, Thomas Mann, Heinrich Böll und Martin Walser. Sie sind die zeitlosen Begleiter der mittlerweile dreißigjährigen Schriftstellerkarriere von Günter de Bruyn. Die Suche nach den Wahlverwandtschaften erschöpft sich größtenteils in Lobreden. Allenfalls geben die Anekdoten zum "Lehrer-Schüler-Verhältnis" Neues her. So etwa in der "Dankrede zum Heinrich-Böll-Preis", in der der "Schüler" von der ersten Begegnung mit seinem "Lehrer" in der Evangelischen Akademie Berlin-Brandenburg kundtut. Während der ersten öffentlichen Lesung Bölls in der DDR im Jahre 1969 geriet de Bruyn beim Formulieren einer Frage ins Stottern, wo er doch als Kenner und Liebhaber von Bölls Werken von den Kulturfunktionären den Auftrag erhielt, die Diskussion zu eröffnen. Die Erinnerung an diese -

wie er selbst schreibt - Unbeholfenheit, die später in *Preisverleihung* reflektiert wird, zeigt dreierlei: die Ehrfurcht vor dem Meister, die Einsicht in DDR-kulturpolitisches Taktieren und de Bruyns spezifische Art des Formulierens. In fast allen Essays fällt die Verschachtelung der Sätze auf. Diese Handschrift läßt einerseits die Absicht erkennen, keine fertigen Statements abgeben zu wollen, andererseits widerstrebt sie jedoch dem Vorhaben, Klarheit in dem heutigen Chaos zu schaffen.

Schon im Eröffnungsbeitrag wird der Leser mit dieser Schreibweise konfrontiert. Der im Dezember 1989 geschriebene "Brief an alle, die es angeht" bereitet eine angenehme Lektüre, denn bisweilen ist de Bruyn ironisch. Er äußert darin den Wunsch, ein Zentrales Erinnerungsbüro (ZEB) zu gründen, nach dem Beispiel des in aller Munde verhönten Zentralismus der damals im Zusammenbruch befindlichen DDR. Das ZEB könne die individuellen Leiden am Staatsapparat am Adäquatesten erfassen: "Und deshalb (...) wird meine Idee, ein Büro zu gründen, das Erinnerungen sammelt, Zustimmung in breiten Bevölkerungskreisen finden." Hinter dieser Ironie versteckt sich aber das Wissen um die besorgniserregendste Folge der Wende und Wiedervereinigung: der Identitätsverlust.

Zur Überwindung des Gefühls einer abrupten Isolation entwickelt der Essayist jedoch keine neuen Lebensstrategien, sondern legt diffuse Konzepte einer historisch gewachsenen Kulturverbundenheit vor. Einheitsstiftend war und ist für ihn die Kultur - die der Region Deutschlands und gar Europas. Der Europagedanke findet die Bestätigung bei den von ihm hochgeschätzten Dichtern und Denkern Thomas Mann und Martin Walser. Letzterer wird von de Bruyn in seinem Schlußbeitrag gelobt, weil er es immer wieder wagte, unmodisch zu schreiben, indem er das Tabu durchbrach, gesamtdeutsche Nation und Kultur in einen europäischen Kontext zu plazieren. Ein Zitat, das zugleich de Bruyns typische Schreibweise illustriert: "Er gab Persönliches und traf Nationales, und in der friedliebenden, nicht-nationalistischen, auch die deutsche Geschichte mit ihren Verbrechen bedenkenden Art, in der er das Nationale gab, traf er auch Europäisches (...). Das Europa der Zukunft wird doch wohl eines sein der Nationen, die ihre Eigenart nicht aufgeben, sondern zur Bereicherung aller entfalten, ein föderalistisches Gebilde also, je föderalistischer, desto besser, mit einem vielfältigen, nicht länger waffenstarrenden Deutschland, das nicht halbiert, sondern, seiner Natur und Geschichte entsprechend, auch föderalistisch ist, und das die Erfahrungen und Mentalitäten seines östlichen Teils toleriert."

Detaillierter wird Günter de Bruyn in seinen "Gedanken über die deutsche Kulturnation." Die sich in Jahrhunderten herausgebildete gesamtdeutsche Kultur hat auch die Trennung von vier Jahrzehnten nicht zu zerstören vermocht - sie bedeutet "Souveränität, die der der Staaten nicht untergeordnet ist." Im Unterschied zu den angeschlagenen Bereichen des Sozialen und Politischen gibt es für de Bruyn in der nationalen Kultur kein Gefälle, wie er in den Texten zu den Wahlverwandten zu zeigen versucht. Kultur als Sinnggebung. Dabei kann jeder seinen individuellen Platz innerhalb der deutschen Kulturnation finden. Dort, wo das Gefälle am kleinsten ist, findet sich - zumindest für Günter de Bruyn - die regionale Identität. Der Verlust eines Staates wird dadurch aufgefangen, daß ihm immer noch die einheitstiftende Mark Brandenburg zur Verfügung steht - wie vor ihm schon Fontane. Aber auch bei Böll und Thomas Mann erspäht der Autor "Örtlichkeiten", die staats- und geschichtsübergreifend sind: bei Böll ist das der Kölner Raum, bei Mann die Gewißheit, zu jeder Zeit und an jedem Ort "Deutschland als geistige Lebensform" zu repräsentieren.

Symptomatisch ist, daß die mehr als ein Jahrhundert zurückliegende Spurensuche Fontanes nach seiner brandenburgischen Region im Zentrum der Essaysammlung steht. Angeblich soll der Essay 'Über den Wanderer Fontane' dem Leser regionale Identifikationsmöglichkeiten bieten, deutsche Befindlichkeiten sozusagen. Die Essays von Günter de Bruyn repräsentieren die Funktion der Wende-Literatur, die Legitimation, Erinnerung und dann doch Harmonie zum Thema haben: ein Lob der Kontinuität. Mit dem Schrecken des Zusammenbruchs noch im Nacken gelingt es dem Essayisten leider nicht, Zukunftsvisionen zu entwickeln. De Bruyn sah sich anscheinend 1991 noch nicht imstande, das damals inflationär zitierte "Was bleibt?" in ein "Was wird!" umzusetzen.

Gerrit-Jan Berendse
University of Utrecht